

LIV WINTERBERG



SEHET  
*die*  
SÜNDER

HISTORISCHER ROMAN

dtv  
premium



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

LIV WINTERBERG

SEHET  
*die*  
SÜNDER

Historischer Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Liv Winterberg  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Vom anderen Ende der Welt (24847)



Originalausgabe 2013  
© 2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung von Fotos  
von Corbis/Paul Almásy,  
gettyimages/New York Public Library Picture Collection,  
akg-images/British Library  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Gesetzt aus der Arno Pro 11,25/14  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24940-9

**W**eiß. Alles war weiß. Ihr Atem, den sie unter heftigem Keuchen ausstieß, stieg weiß in die Höhe und verlor sich vor dem wolkenverhangenen Himmel. Puderig weiß war auch die Landschaft. Frisch gefallener Schnee knirschte bei jedem ihrer Schritte, und obwohl sie kaum Luft bekam, versuchte sie zu laufen, immer schneller zu laufen.

Selbst die Hände, die nach ihrem Hals gelangt und sie gewürgt, immer wieder gewürgt hatten, waren weiß und schmal gewesen.

Sie hörte ein Lachen. Hastig warf sie einen Blick zurück.

»Wo willst du denn hin?«

Sie strauchelte und sackte auf die Knie, spürte, dass Schneeklumpen an ihrem Rock und Umhang hängen blieben.

Wo wollte sie hin?

Die Frage hatte sich ihr nicht gestellt, sie wollte weg. Weit weg.

»Was glaubst du? Dass du entkommen kannst?«

Ihr Blick suchte die Ebene ab, die sich vor ihr öffnete.

Mit Gräben gesäumte Felder.

Kein Strauch. Kein Baum. Keine Hütte. Kein Berg.

Der schützende Wald lag hinter ihr. Zwischen den schützenden Bäumen und Büschen waren sie, die weißen Hände, und folgten ihr.

Sie hastete weiter, immer enger wurde der Abstand zwischen ihren auftreibenden Atemstößen. Der Schweiß rann ihr den

Rücken hinab. Und mit jedem Schritt breitete sich die Gewissheit in ihr aus: Die Weite, die vor ihr lag, würde ihr zum Verhängnis werden. Selbst wenn die Dämmerung sich über sie herabsenken würde, wäre es kinderleicht, ihr zu folgen. Ihre Spuren wären sichtbar wie die Fährte eines hakenschlagenden Hasen, den der Fuchs verfolgt.

Sie hatte keine Chance zu entkommen.

**S**elbst sein Schweigen war schön. Warm und weich erfüllte es sie stets mit der Gewissheit, dass es, sobald das Nötigste gesagt war, keiner Worte mehr bedurfte. Mathis war da, bei ihr, und das war Catheline mehr als genug.

Zumindest war es so gewesen.

Damals.

Nun saß Mathis auf seinem Schemel, zusammengesunken mit rundem Rücken, und nichts ließ darauf schließen, dass er ein Mann von beachtlicher Größe war. Mit argwöhnischem Blick maß er jeden ihrer Handgriffe, und so warm und weich sein Schweigen einst gewesen, so kalt und abweisend war es jetzt.

Catheline fröstelte und band sich das Leintuch als Schürze über den Rock ihres Kittels. Sie goss das über der Feuerstelle erwärmte Wasser auf die getrockneten Kamillen- und Arnika- blüten, die sie in die Holzschale gegeben hatte. Die Blütenköpfe schossen an die Wasseroberfläche, drehten sich im Kreis und begannen ihren Duft zu verbreiten. Dann legte sie in der Feuerstelle ein Scheit nach. Flugs umzüngelten die Flammen das Holz, dessen Knistern die Stille zwischen ihnen noch zu unterstreichen schien. Kurz leuchtete der flackernde Lichtschein die Hütte aus. Die Truhe, der Tisch, die beiden Sitzbänke, die Bettstatt. Scharfe Schatten auf verrußten Holzwänden.

Der Kräutersud in der Schale schwappte auf und ab, als Catheline sie zu Mathis' nackten Füßen abstellte. Sie raffte die Schürze und den Rock ihres Kittels und ließ sich auf die Knie nieder. Der Lehmboden war kalt und glatt gestampft, mit der Sorgfalt, die Mathis stets zu eigen war.

Die dichten Haare auf seinen Beinen kräuselten sich, ein schwarzer Pelz, der sich bis zu den Füßen hinabzog. Doch auch die Haarpracht konnte die tiefrot leuchtende Narbe, die vom linken Knie mehr als zwei Handbreit in Richtung des Knöchels entlanglief, nicht verbergen. Die Wade dieses Beines war schmaler, die Haut des Fußes weiß und durchscheinend geworden.

Catheline tastete den Fußrücken ab, und der Druck ihrer Finger hinterließ Dellen in der Haut, die nur langsam schwand. »Kannst du das Bein anheben?«

Mathis versuchte, das Bein zu strecken, das daraufhin bis zur Hüfte erzitterte. Die Bewegung war so gering, dass Catheline fast wünschte, nicht gefragt zu haben. Doch sie musste wissen, wie weit sein Bein sich erholte, um zu entscheiden, ob sie nochmals Kräuter für die nächste Behandlung holen würde. Er ließ das Bein wieder sinken.

»Wenn ich es beuge, sieht es nicht besser aus«, sagte Mathis und klang müde dabei.

»Aber du machst Fortschritte, das Knie ist fast vollständig abgeschwollen. Kannst du die Zehen inzwischen bewegen?«

Er schüttelte den Kopf und sank noch tiefer in sein abweisendes Schweigen zurück.

Langsam schob Catheline das bis zum Knie reichende Hosbein auf seinen Oberschenkel. Mathis zuckte zusammen, doch unbeirrt tauchte sie eine Ecke des Leintuchs ins Wasser. Rieb den warmen Kräutersud über seine Haut und begann, die Wade mit kreisenden Bewegungen zu kneten.

Sofort drückte er den Rücken durch und verschränkte die Arme vor der Brust.

Sie knetete und wusch, schwieg und vergaß die Zeit dabei. Vergaß sein Schweigen und seinen angespannten Körper. Bearbeitete jeden Flecken seines geschundenen Beines, behutsam und sanft, um die Narbe nicht zu reizen. Dann langte sie nach dem rechten Fuß, den er ihr umgehend wieder entzog.

»Lass das. Dieser Fuß braucht keine Behandlung.«

Nochmals griff Catheline nach seinem rechten Fuß, bettete ihn auf ihren Schoß und wusch auch ihn. Knüpfte die Schürze ab und wickelte beide Füße in den trockenen Teil des Tuches. Nahm die Beinlinge und gab sie Mathis, damit er sie anlegen konnte. Als sie sich erhob, suchte sie seinen Blick. »Das Bein ist weiterhin schwach, aber die Behandlung wird es kräftigen.«

»Das ist sinnlos, das weißt du.«

»Nein, das weiß ich nicht«, sagte sie nur.

Seit sie seine Hütte verlassen hatten, blieb Mathis ihr stets einen halben Schritt voraus. Er hielt den Kopf gegen den Wind gesenkt, der die Schneeflocken mit einer Kraft vor sich hertrieb, dass sie sich wie Nadelstiche anfühlten, sobald sie die Haut berührten. Sein Atem stieg stoßweise in der Kälte auf, ein jeweils weiß gekräuselter Hauch, der zeigte, wie sehr das Laufen ihn noch immer anstrengte. Der linke Fuß hing schlaff am Bein und zeichnete mit jedem Schritt eine Schleifspur in den Schnee. Mathis hielt den Treibstecken umklammert, um sein Gleichgewicht zu halten. Unvermittelt blieb er stehen, wischte sich Schneeflocken und Schweißperlen von der Stirn. Er schaute über die Steine, die von den Feldern geklaubt und zu kleinen Wällen aufgeschichtet, die rechter Hand liegenden Felder säumten. Verborgen unter der Schneedecke, deren obere

Schicht vom Wind in feinen Wirbeln umhergeschoben wurde, schienen sie auf den Frühling zu warten.

»Gestern habe ich vom Frühling geträumt«, sagte Catheline in das Jammern des Windes hinein. »Es wird nicht mehr lange dauern, dann ist auch dieser Winter endlich vorbei.«

Mathis zuckte mit den Schultern. »Ja, und? Was ist daran besser?«

»Dann säen wir aus, bestellen die Felder, genießen die wärmende Sonne und freuen uns auf den Mai.«

»Wir?« Mathis' Augenbrauen bildeten einen dunklen Bogen, der über seiner Nase fast zusammentraf. »Wie soll ich denn die Felder bestellen?« Er stieß den Treibstecken in den Schnee und lief weiter.

»Warte ab. Lass dir ein wenig Zeit, schone dich noch, und dann wirst du auch die Felder wieder ... «

Mathis fuhr herum, die Wut verzerrte sein Gesicht. »Das Bein ist längst ausgeheilt. Ich bin ein Krüppel! Ein von Gott verdammter Krüppel! Wie soll ich meine Felder bestellen? Es ist für mich vorbei. Wann willst du das endlich einsehen? Dieser übel riechende Sud, all das Reiben und Kneten, das nützt nichts mehr. Verstehst du?«

Um sie herum wirbelten die Schneeflocken, so dicht, dass nicht einmal das sonst weithin sichtbare Schloss Troyenne auszumachen war. Der dahinjagende Wind zerriss die Atemwolken, die im Grauweiß des Himmels verschwanden.

»Du brauchst nicht auf Gott zu fluchen, danke ihm lieber, dass du noch lebst. Und ich werde weiterhin mit dem übel riechenden Sud alles daran setzen, dir zu helfen. Auch wenn ich nichts mehr auszurichten vermag, habe ich es wenigstens versucht«, sagte Catheline und schluckte gegen den Druck in ihrem Hals an. Wann wirst du endlich begreifen, dass ich dich auch wollte, selbst wenn beide Beine dich nicht mehr tragen,

dachte sie und hielt seinem Blick stand. »Und auch wenn dein Bein lahm bleibt, du warst immer Bauer, du bist noch immer Bauer, und du wirst es weiterhin sein.«

Mathis verzog den Mund, und die Bitterkeit, die in dieser Bewegung lag, entstellte das Gleichmaß seiner Züge.

In Catheline loderte Wut auf, die augenblicklich die Kälte aus ihren Gliedern vertrieb. »Wenn ich könnte, würde ich Gott bitten, für dich ein elftes Gebot in Stein meißeln zu lassen. Es würde heißen: Du sollst nicht selbstmitleidig sein!« Deutlich hatte Catheline den schnellen Schlag seiner schneenassen Wimpern gesehen. Doch noch hatte sie nicht genug, der Drang, ihn herauszufordern, war zu groß. »Denn«, setzte sie nach, »das Selbstmitleid ist ungerecht und führt dich von Gott weg. Es steht in seiner Sündhaftigkeit dem Laster der Eitelkeit in nichts nach.« Die Zornesfalte auf Mathis' Stirn war eine Reaktion, eine kleine, aber sie genügte, um die Hitze ihrer Wut einer gehässigen, warmen Zufriedenheit weichen zu lassen.

»Hüte dein loses Mundwerk, sonst wird es dir irgendwann noch zum Verhängnis«, sagte Mathis, so leise, dass der Wind seine Worte fast ungehört mit sich genommen hätte.



Mathis sah Pfarrer Jeunet schon von Weitem. Der alte Mann wartete, gestützt auf seinen Gehstock, vor dem Portal der Dorfkirche und trotzte der Kälte, um jedem zur Begrüßung die Hand zu reichen. Viele Mitglieder der Gemeinde Saint Mourelles hatte er in den Jahrzehnten, die er in Amt und Würden war, verloren: an zahlreiche Kriege, umherziehende Söldner, die das Land verwüsteten, an die Pest und den oftmals wütenden Hunger nach schlechten Ernten.

Catheline begrüßte Pfarrer Jeunet und schob die Kapuze

ihres Umhanges zurück. Mathis wandte sich ab. Er wollte nicht sehen, dass die Schneeflocken, die sich in ihrem Haaransatz verfangen hatten, zu silbrigen Tropfen geworden waren. Das gewellte haselnussbraune Haar, das bis zur Hüfte reichte, wenn sie das Band des geflochtenen Zopfes denn einmal löste. Er schob den Gedanken an den warmen Sommertag beiseite, an dem sie ihr Haar geöffnet hatte und er darin versunken war. Eine Erinnerung an vergangene Zeiten, die im Hier und Jetzt keine Bedeutung mehr hatte. Die keine mehr haben durfte.

»Mathis! Mathis, ich bin ganz schnell gerannt.« Avels Wangen waren vom Laufen in der Kälte gerötet, und der Rotz lief ihm aus der Nase. Der baumlange Kerl umarmte und presste sich an Mathis, dass ihm der Treibstecken aus der Hand glitt. Avel senkte die Stimme: »Und dann kam noch ein Pferd vom Himmel herab mit silbernem Sattel, das hat mich mitgenommen.« Er nickte heftig, bückte sich, hob den Treibstecken auf und hielt ihn Mathis hin. »Wenn du jetzt gesund bist, dann können wir uns wieder zusammen um die Schafe kümmern, ja? Im Mai entwöhnen wir die kleinen Lämmer, die im Winter geboren wurden, und dann melken wir die Mutterschafe. Hmm, das wird lecker, wenn wir wieder Käse machen.«

Bevor Mathis etwas erwidern konnte, sei es zu dem himmlischen Weggefährten oder zu den irdenen Plänen, gemeinsam die Schafe zu versorgen, sprang Avel weiter. Ein Kind im Körper eines Mannes. Mathis seufzte auf. Vielleicht kein schlechtes Los, die eigene Unzulänglichkeit nicht erkennen zu können, sondern glücklich in den Tag hineinzuleben. Erschrocken hielt er inne. Jetzt gehst du zu weit, schalt er sich.

Inzwischen hatte Mathis Pfarrer Jeunet erreicht, der die herzliche Begrüßung offenbar verfolgt hatte. »Ja, unser von Gott geliebter Avel«, sagte er und lächelte. »Ein jeder hat seinen Platz in Gottes Gemeinde. Schön, dich wieder bei uns begrüßen zu

können. Wir haben für deine Genesung gebetet.« Er legte die Hand auf Mathis' Schulter und führte ihn in die Kirche.

Rechter Hand standen die Frauen und Kinder, linker Hand die Männer. Alle Blicke wandten sich ihnen zu, und die Männer rückten näher zusammen, sodass ein Schemel sichtbar wurde, der zwischen ihnen stand.

Sie haben einen Schemel in die Kirche gebracht, damit ich mich setzen und mein Bein ausstrecken kann. Mathis spürte, dass sein Magen sich ob des Mitleids zusammenzog. Es widerstrebt ihm, Platz zu nehmen. Den Kopf gesenkt, setzte er sich.

Pfarrer Jeunet nahm ihm den Treibstecken ab, legte ihn zu seinen Füßen auf den Boden und flüsterte ihm zu: »Mein Sohn, und wenn dir die Kraft fehlt, dann bleibst du die gesamte Messe über sitzen, ja?«

»Vielen Dank, Pfarrer Jeunet«, murmelte Mathis. Als er den Kopf hob, schauten alle zu ihm herab. Er konnte Catheline ausmachen, die ihm ein Lächeln zuwarf.

Er musste mit ihr reden, bald schon. Die Zeiten waren andere. Auch er hatte seinen Platz in Gottes großer Gemeinde. Aber es war ein anderer Platz als bisher, es war der des Dorfkrüppels.

### *Schloss Troyenne bei Saint Mourelles*

Die Kälte fuhr Bérénice unter den Umhang, als sie das Portal aufschob und den Schlosshof betrat. Sie fröstelte und war versucht umzukehren, um sich in ihr Gemach zurückzuziehen, das, vom Kaminfeuer gewärmt, auf sie wartete. Doch ihr blieb keine Zeit für Müßiggang am helllichten Tag. Kurz sah sie zum Tor hinüber. Dort drängten sich die mit Körben,

Käfigen und Beuteln beladenen Händler und Lieferanten, die zu Fuß zum Schloss gekommen waren. Zufrieden bemerkte Bérénice, dass die Wachen sich von den schiebenden Menschenleibern, den Flüchen und Zurufen bei den Kontrollen nicht beirren ließen.

Auf der Zugbrücke reihten sich die Fuhrwerke der Händler, die größere Lieferungen heranschafften. Ein Wagen stand bereits im Hof. Während der Händler sich mit dem Küchenmeister besprach, kümmerte sich der Knappe um das Pferd, damit es im heillosen Durcheinander und Lärm nicht scheute. Die beiden Männer schlugen die Plane zurück und begutachteten zwei Schweine und ein halbes Rind. Mit einem Mal verbeugten sie sich tief, sichtbar überrascht, dass Baron Amédé de Troyenne höchstselbst die Lieferung in Augenschein nahm. Die Geste ihres Gatten ließ Bérénice errahnen, dass er sich nicht mit Formalitäten aufhalten, sondern mit den Vorbereitungen des Neujahrsfestes vorankommen wollte. Kurz musterte er das Vieh, und als er nickte, entluden Knechte den Wagen.

Amédé schritt auf das nächste Fuhrwerk zu, das in den Hof hineindrängte. Auf der Ladefläche standen Weinfässer dicht an dicht. Auch wenn Amédé gut und gern dreißig Gäste geladen hatte, erkannte Bérénice sofort, dass es zu viel Wein war. Niemals würde die Festgesellschaft all diese Fässer leeren können. Aber es war sinnlos, sich darüber zu ärgern. Zu gern gab Amédé den Gastgeber, zu gern lud er an Tische, die sich unter der Last der Speisen und Getränke bogen.

In Kürze würden die ersten Gäste eintreffen, und bis dahin musste sie einen Blick in die Gastgemächer geworfen und sich davon überzeugt haben, dass alles hergerichtet war. Dass die Böden gewischt, die Betten frisch gemacht, die Feuer in den Kaminen geschürt, die Krüge jeweils mit Wein und Wasser gefüllt waren. Sie raffte ihr Kleid und verlor fast das Gleichge-

wicht. Eine Hand, die gerade noch rechtzeitig nach ihr griff, bewahrte sie vor dem Sturz. Dankbar sah sie auf.

Amédé stand neben ihr und lächelte. »Durch das geschäftige Treiben ist der Schnee so glatt getreten, dass man kaum vorankommt. Ich habe angewiesen, dass er entfernt wird, bevor die Gäste kommen. Nicht, dass irgendwer Schaden nimmt.«

Bérénice nickte und schaute zu Boden. »Gut, dann werde ich mich vorsehen. Ich war auf dem Weg in die Gastgemächer, um zu prüfen, ob alles vorbereitet ist.« Erneut raffte sie ihr Kleid und versuchte, sich an Amédé vorbeizudrängen.

»Warte, darf ich dich aufhalten? Nur kurz, ich möchte dir etwas zeigen.« Er trug seine durchgeknöpfte blaue Schecke mit einem Stehkragen, und wieder bemerkte Bérénice, dass es sonderbar war – die Farbe seiner Augen schien mit der Kleidung, die er trug, zu wechseln. Mal waren sie taubengrau, mal kieselsteingrau und am nächsten Tag dunkelblau.

Noch während sie ihren Gedanken nachhing, führte Amédé sie in Richtung des Saales, in dem am Abend das Fest stattfinden würde. Sanft lag seine Hand auf ihrem Unterarm. Sie zögerte, zog ihren Arm dann aber zurück und gab vor, sich die kalten Hände reiben zu müssen.

Amédé öffnete die Tür. »Es ist bereits gefeuert, das wird dich wärmen«, sagte er leichthin, doch Bérénice glaubte einen spöttischen Unterton herauszuhören. Als er einen Stuhl ergriff und ihn in der Nähe des Feuers platzierte, ihr den Umhang abnahm, um ihn zum Trocknen aufzuhängen, beobachtete sie ihn aufmerksam.

»Schließ die Augen«, bat er sie.

Bérénice tat ihm den Gefallen und hörte, dass eine Truhe geöffnet wurde. Ein leises Rascheln folgte. Unruhe breitete sich in ihr aus.

»Öffne die Augen wieder.«

Der Seidenstoff des Kleides hatte einen moosgrünen Ton, der dunkel schimmerte. Das kurze Jäckchen war aus einem schweren Brokatstoff geschneidert, der eine Nuance heller gehalten und rundum mit Kaninchenfell verbrämt war. Leuchtend setzte sich der helle Pelz von den Grüntönen ab. Das Oberteil des Kleides war eng geschnitten, während der Rock in einer Schleppe auslief. Den Hennin, aus dem gleichen Seidenstoff wie das Kleid gefertigt, schmückte ein Schleier, der ihr den Rücken hinabfallen würde. Ein Gürtel, mit Perlen und Goldfäden bestickt, rundete das Kleid ab. Bérénice bewunderte für einen Moment Amédés Geschmack.

»Es ist am Morgen aus Nantes geliefert worden. So etwas trägt man am Hofe Burgunds«, sagte er und schaute an ihr herab. Musterte das schlichte Samtkleid und das einfache Gebende mit Haarnetz, das sie für die Arbeiten am Vormittag angelegt hatte. »Du hast dir so wenig gegönnt in letzter Zeit.«

Seine Maßlosigkeit nahm immer schlimmere Züge an: die ausufernden Bauarbeiten am Schloss, die Vorbereitungen für das Fest, die Speisen und Getränke – und nun das Kleid. Es musste ein Vermögen gekostet haben.

Bérénice erhob sich. »Bitte, komm mit mir«, sagte sie, winkte ihn ans Fenster und öffnete es.

Vor dem Schloss war das Treiben fast noch dichter als im Hof. Spielleute waren dabei, ihr Lager aufzuschlagen, und wurden von den Männern der Garde weggedrängt, die versuchten, die Zufahrt zum Schloss frei zu halten. Fliegende Händler boten ihre Waren feil, Tagelöhner standen in Reihen, um bei niederen Tätigkeiten in der Vorbereitung des Festes zur Hand gehen zu können. Erste fahrende Frauen waren angekommen und tänzelten Hüften schwingend durch die Menge. Ein wenig abseits sah man an mehreren Feuern Bettler hocken. Auch die jämmerlichsten Geschöpfe der Umstände dieser Zeit waren

inzwischen eingetroffen: Kinder. Verwaiste Kinder, die sich in Banden zusammenschlossen und umherzogen – Kinder, die bettelten und stahlen, um zu überleben.

Darum geht es jetzt nicht, rief sie sich zur Ordnung, konzentriere dich. »Sieh dort«, sie zeigte auf die Wagenkolonne der Händler, »sie stehen seit Stunden.«

»Ja, es soll uns an nichts mangeln«, sagte Amédé und lächelte.

Erst jetzt bemerkte Bérénice die Schatten unter seinen Augen, sah, dass seine Haut fahl war. Er schläft wieder nicht, dachte sie. Ihr Schweigen schien ihm Aufforderung zu sein, fortzufahren.

»Wenn du dich um die Händler sorgst, lasse ich ihnen zum Aufwärmen eine Suppe reichen. Du wirst staunen, was sie alles anliefern – das wird ein Fest. Ich habe an alles, einfach an alles gedacht.«

»Hast du auch daran gedacht, wie wir all das bezahlen?«

»Mein Täubchen, darüber mache dir keine Gedanken.« Er nahm ihr Gesicht in seine Hände, küsste sie auf die Stirn und wandte sich zum Gehen.

Wann hat er angefangen, mich »Täubchen« zu nennen?, fragte Bérénice sich. Früher hatte ich einen Namen, warum benutzt er ihn nicht mehr?

»Und außerdem«, er wandte sich kurz um, als er an der Festtafel vorbeilief, auf der ausgebreitet das Kleid lag, »du hast ja auch etwas davon.« Ein Augenzwinkern, dann war er verschwunden.

Komm nie auf die Idee, mich in aller Öffentlichkeit »Täubchen« zu nennen, dachte sie und schloss das Fenster so heftig, dass die Scheiben klirrten.



Jola füllte eine weitere Schale mit Suppe und reichte sie mit klammen Fingern einem dickleibigen Händler, der auf seinem Wagen saß. Gierig griff er zu. Immer noch konnte sie nicht glauben, dass sie bei dieser bitteren Kälte vor dem Schloss stand und die wartenden Händler und Lieferanten verköstigte.

Gedankenverloren sah sie zum Schloss hinüber. Seit der Vater des Barons verstorben war, glich das Leben einem Sonnentag nach dunkler Regennacht. Amédé de Troyenne hatte mit Umbauten begonnen, denn aus der Trutzburg sollte nun ein Schloss werden. Tatsächlich hatte er ein gutes Händchen bei seinem Vorhaben bewiesen: Alles war heller und wärmer geworden, und ein Ende der Arbeiten war noch nicht abzusehen.

Nachdem der alte Küchenmeister eines Tages umgefallen war und seinen letzten Atemzug getan hatte, war durch den Baron veranlasst worden, dass ein neuer Küchenmeister eigens aus Nantes geholt wurde. Einer, den man nicht beim Namen rief, sondern den man stets als »Küchenmeister« anzusprechen und dabei das Wort »Meister« zu betonen hatte.

Die Arbeit war vor dem Fest ungleich mehr geworden, und die Mägde Babette, Ania und Jola hatten des Nächtens kaum noch ein Auge zugetan, so lange hatten sie schuften müssen. Und heute war die Stimmung nahezu unerträglich, denn der Küchenmeister war ins Schwitzen geraten. Das war kein gutes Zeichen. Vielmehr war es eine Anklage an seine drei Mägde, dass ihre Arbeit noch immer nicht ausreichte, ein Grund, Worte durch Schläge zu ersetzen.

Jola hatte am Vormittag gleich zwei Körbe mit Eiern gepackt, die von Bäuerinnen geliefert worden waren. Trotz der Schlepperei war ihr nicht entgangen, dass der Baron, als er den Schlosshof betrat, dem Küchenmeister entgegenlief und wünschte, dass eine Suppe verteilt werde. Vor dem Tor. Unter den wartenden Händlern. Wann hatte es so etwas gegeben?

Suppe für alle! Genau das machte ihn aus, den Baron. Ein gutes, großes Herz, aber keine Vorstellung davon, was er ihnen damit zusätzlich an Arbeit bescherte. Im Laufschrift eilte sie mit den schweren Körben in die Küche.

»Schnell, schnell, wir müssen den Händlern und Lieferanten eine Suppe reichen«, rief sie Babette und Ania zu, die Flusskrebse wuschen. »Holt einen der größten Töpfe und reichlich Wasser, stellt ihn schon auf die Feuerstelle.« Der Ofen, mit dem inmitten des Raumes ununterbrochen gebacken, gebraten und gekocht wurde, hatte den Raum mit seiner dampfenden Wärme inzwischen erfüllt. Bei den Umbauten hatte man ihn vergrößert und sogar noch einen Spieß angebracht, auf dem man Vogelvieh und Kleintiere bis hin zum Ferkel aufspießen und über Kohlen wenden konnte, bis das Fleisch knusprig wurde, dass einem das Wasser im Munde zusammenlief.

Babette schob eine feuchte Strähne ihres dunklen Haares unter die speckige Haube und schaute mürrisch herüber. Anias hübsches Köpfchen rührte sich nicht, unbeirrt wusch sie die Flusskrebse weiter.

»Der Baron hat's angewiesen, beeilt euch, der Küchenmeister kommt gleich«, Jola holte Luft, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, »und er schwitzt wieder.« Sofort ließen Babette und Ania die Flusskrebse stehen – zu oft hatten sie den hölzernen Löffel schon zu spüren bekommen – und verschwanden in verschiedene Richtungen.

So waren sie schon inmitten der Vorbereitungen, als der Küchenmeister die Küche betrat. Doch trotz des vorauseilenden Gehorsams seiner Mägde musste er sich abregieren. Mehrfach hatte er mit einem der Holzlöffel auf Babettes knöchigen Rücken eingeschlagen. Schweigend hatte sie die Dresche ertragen, und ihr Gesicht hatte noch kantiger und hohlwangiger als sonst gewirkt.

Es war die Kälte, die Jola aus ihren Gedanken zurückholte. Die Kälte begann inzwischen in den Füßen zu schmerzen und zog sich immer weiter den Leib hinauf. Nur ihre Finger waren von den Suppenschüsseln, die sie verteilte, gewärmt. Sie hörte Babette fluchen, beugte sich vor und half ihr, den Handwagen, auf dem der Topf stand, aus einer Schneewehe zu schieben. Dann griff sie erneut nach der Kelle.

»Schenke die Suppe nicht so großzügig ein. Die Händler können sich später woanders ihre Wänste vollschlagen. Die Kinder dort hinten, sie sollen die Suppe bekommen.«

Vor Schreck glitt Jola die Kelle aus den Händen. Ein sternförmiger gelber Fleck zeichnete sich im leuchtenden Weiß des Schnees ab.

Die Baronin, die Nörglerin persönlich, war hier.

Bei ihnen.

Vor dem Schloss.

Um Kinder zu verköstigen.

Zu dritt starrten sie die Baronin an, bis Babette sich fasste und den Wagen in Richtung der Bettelkinder lenkte.

Ania hob die Kelle auf, klopfte den Schnee ab und eilte ihr hinterher.

»Frau Baronin, dürfte ich Euch bitten, mir wieder ins Schloss zu folgen? Ich sehe keine Veranlassung, dass Ihr Euch ohne Begleitung inmitten des Pöbels bewegt.« Ebenso unbemerkt wie zuvor Bérénice de Troyenne hatte sich Hauptmann Bouchet durch die Menge geschoben. Die Hände in die Seiten gestemmt, das Schwert sichtbar vor den Leib gegürtet, wanderte sein Blick abschätzig über die Menschenmenge.

»Nun seid Ihr doch da. Folgt mir!«, befahl die Baronin und wandte sich dem Handwagen zu. Sie nahm Ania eine Schale aus der Hand und reichte sie einem Mädchen, das zum Dank knickste und umgehend die Suppe auszutrinken begann.

Der Hauptmann stieß Jola in die Rippen. »Beweg dich, und sieh zu, dass ihr fertig werdet«, sagte er, ohne die Baronin aus den Augen zu lassen.

Jola wiederum beobachtete den Hauptmann. Er stand der Garde des Barons vor, aber er war ein Mann mit bösem Blick, um den sie sonst einen großen Bogen schlug. Er musterte die Kinder, die, verhüllt in Schichten verdreckter Kleidung, inzwischen den Handwagen umringt hatten. Der Anblick der gereckten Köpfe und glänzenden Augen hatte anscheinend auch ihn nicht unberührt gelassen, denn seine Körperhaltung wirkte inzwischen entspannter. Er beugte sich vor, um einem Mädchen über das verfilzte Haar zu streichen, und seine Hand blieb auf ihrer Schulter liegen. Neben der Kleinen, die ungefähr zehn Jahre alt sein mochte, stand ihr Abbild. Zwillinge, die als hübsch zu bezeichnen gewesen wären, wenn man sie tüchtig mit heißem Wasser geschrubbt und in saubere Kittelchen gesteckt hätte. Beide lächelten zu Hauptmann Bouchet auf.

»Macht langsam, wenn ihr in den letzten Tagen wenig gegessen habt«, mahnte er.

Jola sah ungläubig zu ihm hinüber. Der Hauptmann verteilte zwar keine Suppe, aber gut gemeinte Ratschläge, und das, obwohl er doch sonst kein Mann des Wortes war.

Die Mädchen nickten brav.

»Wie heißt ihr denn?«

»Ich heiße Nene«, sagte eines der Mädchen und zeigte dann auf seine Schwester, »und das ist Nana.«

Die linke Augenbraue des Hauptmannes zuckte bedenklich. Beschwichtigend hob Nene die Hände und versicherte: »Wir nennen uns nur so. Wir waren sehr klein, als unsere Mutter verstarb, sodass wir uns nicht an unsere Namen erinnern können.«

Jola atmete durch, denn die Braue des Hauptmannes schob sich wieder an ihren Platz zurück.

Derweil waren die Zwillinge an der Reihe. Sie erhielten ihre Schüsseln und wurden dann von der Baronin grob aus der Reichweite des Hauptmannes geschoben.

Hauptmann Bouchet verschränkte die Arme und musterte die Nörglerin. Und da war er wieder: sein böser Blick.

### *Saint Mourelles*

**D**ie durchdringende Tonlage des Schreis, das weit aufgerissene Mündchen und die winzigen Hände, die, zu Fäustchen geballt, in der Luft herumruderten, weckten eine Sehnsucht in Catheline, die sie immer wieder spürte. Aber irgendwann würde sie es sein, das wusste sie, über die sich die Frauen des Dorfes beugten, um sie bei der Geburt ihres Kindes zu begleiten. So Gott wollte, vielleicht schon im übernächsten Sommer.

Catheline lehnte sich vor, wischte Ysa mit einem Tuch den Schweiß aus dem Gesicht und streichelte ihr die Wange. »Du hast es geschafft«, flüsterte sie, »aber jetzt musst du ein wenig essen, um dich zu kräftigen.« Aus einer Schale neben sich, die eigens bereitgestellt worden war, nahm sie ein Brot, brach es und reichte es Ysa.

Grete, die Dorfälteste, füllte derweil den Holzzuber mit Wasser. Mit der Hand prüfte sie, ob es warm genug war, und als sie nickte, begann Blanche, den Säugling zu baden. Wiegte den Kopf zu der Melodie, die sie summt. Stets war ihr Mundwerk, in dem bereits einige Zähne fehlten, in Bewegung, und wenn sie es schloss, dann nur, um zu summen, zu kauen oder, wie

ihr Sohn Avel behauptete, mit bebenden Lippen zu schnar-  
chen.

Kurz darauf übernahm Grete das schreiende Menschlein und hob es in die Höhe. Gemeinsam mit Blanche betrachtete sie im züngelnden Licht der Feuerstelle den kleinen Körper, bewegte seine Arme und Beine, zählte die Finger und Zehen und betastete kurz das, was ihn unverkennbar zum Jungen machte. Dann rieb sie seine Haut mit warmem Öl ab und wickelte ihn fest in eine ebenfalls vorgewärmte Leinendecke.

»Ich habe die Nabelschnur abgebunden. Es ist ein recht kräftiger kleiner Mann, dem es offensichtlich an nichts mangelt.« Grete strich sich eine ihrer silbergrauen Locken aus der Stirn und bettete den Jungen in eine längliche Futterschale aus Holz, die sie zuvor mit einem Schaffell ausgelegt hatte. Sie lächelte Ysas Tochter Rachel zu, doch das Mädchen rührte sich nicht und blieb abseits stehen.

Catheline fasste die Hand der leise aufstöhnenden Ysa. Doch diese schenkte dem Schmerz keine Aufmerksamkeit, sondern ließ ihre Tochter Rachel nicht aus den Augen. Während der gesamten Geburt hatte das Mädchen, vom Wehklagen der Mutter unbeirrt, Öl bereitgestellt, das Feuer geschürt, Wasser erhitzt und Tücher herbeigeschafft. Obwohl Rachel erst elf Jahre alt war, hatte sie jede Aufgabe, die ihr übertragen worden war, erledigt, als sei sie eine erfahrene Geburtshelferin. Doch nun schob sie die Arme hinter ihren Rücken und wirkte selbst im gedämpften Licht auffällig bleich. Das tiefbraune Haar fiel ihr ins Gesicht, und ihr kleiner Brustkorb hob und senkte sich viel zu schnell.

Blanche lachte auf. »Rachel, mein Herzchen! Du hast uns so wunderbar bei der Geburt deines Brüderchens beigestanden. Du darfst ihn, wie es sich für eine Geburtshelferin gebührt, nehmen und für einen Moment in deinen Armen wiegen. Das

ist der Lohn der Mühen: ein Geschenk Gottes in den Händen zu halten, das noch so rein und unschuldig ist.« Sie nickte dem Mädchen aufmunternd zu. »Währenddessen werden wir deine Mutter waschen und ein wenig aufräumen. Du weißt doch, wie die Männer sind. Wenn wir deinen Vater holen, würde er ob der blutigen Tücher erschrecken.«

Zögernd schob Rachel ihre Arme hinter dem Rücken hervor, und kaum dass sie das greinende Kind an ihrem Leib spürte, ging ein Lächeln über ihr zuvor so ernstes Gesicht. Sie schob einen Finger in das Mündchen des Kleinen und lachte auf, als er zu saugen begann. »Das kitzelt«, flüsterte sie und lief, jeden Schritt achtsam setzend, zu Ysa hinüber.

»Nimm du ihn, Mama, er ist so schön. Schau ihn dir an.«

Catheline half Ysa, die Mühe hatte, ihre Leibesfülle aufzurichten, sich hinzusetzen, dann reichte Rachel ihr den Kleinen. Ungelenk schob das Mädchen sich unter die Decke, schmiegte sich an die Mutter, und gemeinsam bestaunten sie das kleine Menschenkind.

»Rachel, was hältst du davon, wenn du zu Eve und Gabin läufst, um die Männer abzuholen? Sicher möchte dein Vater dein Brüderchen auch gern begrüßen. Und vergiss mir Avel nicht, du weißt, mein Sohn kann sehr ungeduldig werden«, sagte Blanche. Mit einem Seitenblick auf Catheline fügte sie hinzu: »Und wenn Mathis dort ist, soll er auch herüberkommen.«

Das Mädchen küsste erst seine Mutter, dann das Brüderchen, kletterte aus der Bettstatt, legte sich den Umhang um und war flugs verschwunden.

Catheline lächelte in sich hinein und stieg über das kleine Laufgestell hinweg, mit dem schon Rachel ihre ersten Schritte gemacht hatte und das nun für den kleinen Bruder bereitstand. Sie raffte die Tücher zusammen und warf sie in einen Beu-

tel. Ich werde die Tücher mitnehmen und wieder herbringen, wenn ich sie gewaschen habe. Doch der Gedanke taugte nur kurz, sich von dem Flattern in ihrem Bauch abzulenken. Gleich würde Mathis durch die Tür treten. Er würde diesen kleinen Säugling sehen, vielleicht auf den Arm nehmen, ihn herzen und auf den winzigen Kopf küssen. Ob er sich wohl auch vorstellte, wie ihre Kinder aussehen würden?

»Wir beide, Catheline, müssen noch ein ernstes Wörtchen reden«, sagte Blanche, während sie behutsam Ysas massige Schenkel auseinanderdrückte und ihr den Schoß zu waschen begann. »Du kannst nicht weiterhin beständig zu Mathis laufen, die Leute fangen an, darüber zu reden.«

»Er ist krank, und ich kümmere mich um ihn«, erwiderte Catheline, erstaunt, dass die Kräuterfrau sich darum scherte, was andere dachten.

»Nein, meine Liebe, er war krank, und so lange war es auch rechtens, dass du nach ihm gesehen hast.«

»Du weißt genau, dass wir im Mai heiraten wollen.« Ungeduld ließ Cathelines Stimme lauter werden, als sie beabsichtigte. Sie suchte Gretes Blick, doch die scheuerte den Tisch, ohne aufzusehen.

Blanche richtete sich auf, schob den Hocker zurück und legte den Lappen in die Schüssel, die neben ihr stand. »Dann müsste Mathis sich langsam darum kümmern, das Einverständnis des Barons einzuholen. Du weißt, dass es nicht nötig ist, aber schon sein Vater hat stets darauf bestanden, seine Einwilligung zu geben, und so solltet ihr daran festhalten. Und bis das geschehen ist, solltest du dich zurückhalten.«

»Rachel wollte den Kleinen nicht nehmen, weil sie Angst hat«, sagte Ysa in die Stille hinein, die nun zwischen ihnen stand. Es waren die ersten Worte, die sie nach der Geburt sprach, und ihre Stimme zitterte.

Beunruhigt beobachtete Catheline Ysas Finger, die über den Kopf des Jungen strichen, der inzwischen an der riesigen Brust die Warze gefunden und zu trinken begonnen hatte. Fünf Kinder hat Ysa inzwischen zur Welt gebracht, fuhr es Catheline durch den Kopf, und man sieht es jeder Handbreit ihres Körpers an. Alles an ihr ist aus der Form geraten, und ihrem Leib entspringen dennoch kerngesunde Kinder. Muss eine Frau nach der Geburt deshalb nicht stolz und glücklich klingen? Irritiert von ihren abschweifenden Gedanken schaute sie zu Blanche hinüber, die sich zu Ysa auf die Bettstatt setzte, nicht ohne sich vorher noch einmal zu Catheline umzudrehen und deutlich den Kopf zu schütteln. Eine stumme Wiederholung ihrer letzten Worte.

»Drei Geschwister hat mein Mädchen nun schon sterben sehen, ihr wisst darum«, flüsterte Ysa, und Tränen rannen ihr die Wangen herab. »Aber ihr wisst nicht, wie sehr sich Rachel davor fürchtet, dass Gott auch dieses Geschwisterchen zu sich holen und uns damit einmal mehr das Herz zerreißen wird.«

»Jetzt hör auf zu weinen, was sollen die anderen denken, wenn sie dich so sehen«, sagte Blanche. »Überlege dir lieber, wie dein Sohn heißen soll. Du musst ihm einen Namen geben, damit die Feen ihn sich nicht holen. Also, wie soll er heißen?«

»Luc, nach Martins Vater. Er wurde alt und war ein glücklicher Mann.«

»Wir werden deine Schuhe mit Stroh auslegen, das gibt dir ein wenig Schutz gegen böse Mächte. Dein erster Gang mit deinem Sohn wird zur Kirche führen, und wenn Pfarrer Jeunet den Kleinen getauft hat, dann ist alles in deiner Macht stehende getan, dass Luc ein alter, glücklicher Mann werden kann. Der Rest liegt in Gottes Händen.«

Catheline sah, dass Ysa zu Blanchés Worten nickte, die Augen schloss und am schwarzen Flaum des Köpfchens roch.

Die Überraschung war Amédé gelungen, stellte Bérénice fest: Es war tatsächlich totenstill im Festsaal. Die Dunkelheit schien auch die Geräusche geschluckt zu haben, nicht einmal mehr das Rascheln der Kleider war noch zu vernehmen. Ein jeder schien die Luft anzuhalten und wie gebannt auf eine Erklärung zu warten, warum nach dem Mahl das Licht gelöscht worden war.

Als die Tür an der Stirnseite des Saales sich öffnete, stürmte ein Mann herein, der zwei brennende Fackeln trug. Noch im Laufen warf er sie in die Höhe, zwei Feuerbälle, die umeinanderkreisten. Ein Raunen ging durch die Menge, als sie im Fallen dicht am entblößten Oberkörper des Spielmannes vorbeirauschten. Erst im letzten Augenblick, kurz bevor sie den Boden berührten, fing er sie auf, um sie sofort wieder in die Lüfte zu werfen. Bérénice lief ein Schauer den Rücken hinab.

Erneut öffneten sich die Türen. Mehrere Spielleute stolzierten in den Saal, sie trugen Kienspäne bei sich, mit denen sie die Kerzen und Feuerschalen im Raum wieder entzündeten. Es folgten weitere Spielleute, die mit Drehleier, Rotte, Flöten, Psaltern und Trommeln einen Wirbelsturm der Klänge entstehen ließen. Der Mann mit den Fackeln sprang in die Höhe und begann, Feuer zu schlucken, um es in hohen Fontänen wieder hinauszuspeien. So eine Darbietung hatte selbst Bérénice noch nicht erlebt, und auch einigen der Gäste schien es so zu ergehen, denn Schreie der Begeisterung waren im Saal zu hören. Der Feuerschlucker verneigte sich und tänzelte mit seinen Fackeln unter Applaus aus dem Saal.

Bérénice sah neben sich. Auf Amédés Teller lagen Reste vom Entenfleisch, ein gebratener Hühnerflügel und Flusskrebse.

Flusskrebse!

Sie ließen den Zorn in Bérénice wieder aufflackern. Unzählige von ihnen, zur Bourbonenlilie geformt, hatten das Schaustück der Speisen gebildet. Vier Männer waren vonnöten gewesen, um das Kunstwerk hereinzutragen. Ja, es war ein Kunstwerk gewesen. Eines, das jeden der Gäste daran erinnerte, dass Amédé de Troyenne von König Karl VII. die Ehre verliehen bekommen hatte, die königliche Lilie im Wappen zu tragen. Wir sind ein königstreues Haus, das war die Botschaft an die Gäste. Wer es noch immer mit den Engländern hielt, der sollte an diesem Abend seine Worte mit Bedacht wählen.

Amédé beugte sich zu Francine, die zu seiner Linken saß, und lauschte ihren Worten. Bérénice konnte nicht verstehen, worüber sie sprachen, aber beide lachten, und es war offensichtlich, dass sich ihre Schwester wie auch ihr Mann schon eifrig am Wein bedient hatten. Francine schaute an Amédé vorbei, schenkte ihr ein Lächeln, das die Augen nicht erreichte. Bérénice wandte den Blick ab. Soll sie doch ersticken an den Flusskrebsen, dieses Aas.

Eine der Mägde eilte vorbei. Bérénice gab ihr ein Zeichen, dass sie noch einen Schluck Wein wünschte, und konzentrierte sich dann auf den ersten Basse danse, einen der Tänze aus dem Hause Burgund. In Reihen schritten die Paare Hand in Hand, verneigten sich nach rechts, verneigten sich nach links, ließen sich los, liefen einen Kreis und begegneten einander wieder.

»Schwesterherz, darf ich dir Pater Bertrand, der die Schlosskapelle leiten wird, vorstellen?«

Anscheinend war Francine nicht an den Flusskrebsen erstickt. Vielmehr stand sie neben ihr, tief vorgebeugt, und hauchte ihr säuerlichen Atem ins Gesicht. Seufzend erhob Bérénice sich. Ein neuer Pater für die Kapelle, wieder ein hungriger Wanst mehr, der durchgefüttert werden muss. Was interessiert mich das heute? Hat das nicht Zeit bis morgen?

Sie erstarrte fast, als sie sich zum Pater umdrehte.

Ein junges Gesicht. Ein sehr junges und überaus anmutiges Gesicht. Ein wohlgeformter Leib und auffällig feingliedrige Hände. Als er das Wort an sie richtete, perlte der Inhalt seiner Sätze an ihr ab.

Gab sie etwa Antwort?

Ja, sie sprach.

Und lachte.

Jetzt, da sie sich von ihrem Platz erhoben hatte, spürte sie es: Sie hatte ebenfalls zu viel des guten Weines getrunken. Ein wohliger Schwindel erfasste sie, oder war es die weiche Stimme, vielleicht die elegante Ausdrucksweise des Paters, die sie so einlullte?

»Ich dachte mir«, flüsterte Francine und blies ihr erneut ihren stinkenden Atem ins Gesicht, »dass du erfreut sein wirst, unseren neuen Seelsorger kennenzulernen.« Sie legte die Hand auf den Oberarm des Paters und führte ihn weiter.

Da ging sie hin, die Witwe im schwarzen Gewand, das sie zum Zeichen der Trauer trug um einen Mann, der, dreiundzwanzig Jahre älter als die Braut, zwei Wochen nach der Hochzeit einem Fieber erlegen war. Sechs Monate lag dieser Abschied zurück, und noch immer folgte Francine dieser neu auf gekommenen Angewohnheit, ihre Trauer mit schwarzen Gewändern zur Schau zu stellen. Eine Trauer, die es nie gegeben hatte, die ihr aber die mitfühlende Aufmerksamkeit ihres Umfeldes einbrachte. Wie eine schwarze Spinne sah sie aus, deren Beute bereits im Netz hing.

Bérénice schüttelte den Kopf ob des sonderbaren Vergleichs und sah sich um. Wohin war eigentlich Amédé verschwunden? Nicht dass er bemerkte, dass der neue Leiter der Kapelle auch ihr Wohlwollen erregte. Und sie brauchte Wasser. Dringend ein Glas Wasser.

**I**ch muss ihr die Wahrheit sagen.

Ich muss ihr heute die Wahrheit sagen.

Nein, ich muss ihr jetzt die Wahrheit sagen.

Mit jedem Schritt durch den Schnee fühlte Mathis sich elender, obwohl das Bein endlich einmal nicht schmerzte. Aber wie auch immer er sich fühlte, es gab keinen besseren oder schlechteren Moment, Catheline die Wahrheit zu offenbaren. Dass er die Erlaubnis, sie zu heiraten, nicht beim Baron einholen würde. Dass es keine Trauung, kein Fest im frühlingwarmen Mai geben würde, so wie sie es sich erträumt hatten. Kein trautes Heim, kein gemeinsames Lager, keine Finger, die seine Haut zum Glühen bringen würden. Sie hatte etwas Besseres verdient als einen Einbeinigen.

Einen Mann.

Einen Mann, der mit ihr gemeinsam Kinder aufziehen und durchbringen konnte. Einen Mann, der in der Lage war, seine Familie zu verteidigen. Einen Mann, wie er selbst einer gewesen war. Die Erinnerung, er suchte und fand sie.

Die Lichtung an der Quelle. Das Gesicht verzerrt, schlägt Amédé de Troyenne auf zerlumpte Söldner ein, die ihn attackieren. Sein Pferd tänzelt, scheut. Der Baron brüllt auf, stürzt, verliert sein Schwert und landet im Morast. Das Johlen der Zerlumpten geht in Mathis' eigenem Brüllen auf. Er hört seine Stimme, sieht sich selbst, wie er zwischen den Bäumen hindurchbricht. Die Sichel zum Schneiden der Ähren, die Mathis zieht, ist klein, lächerlich klein gegen die Schwerter, die die Söldner mit sich führen. Söldner, die niemand mehr braucht. Die umherziehen und sich gewaltsam nehmen, was sie zum Überleben benötigen. Mathis trifft einen von ihnen an der Schulter und sticht, ohne zu zögern, auf einen zweiten ein. Die

Sichel versinkt in verschmutzter Haut, direkt am Hals. Die letzten Worte des Getroffenen, gebrüllt in einer Sprache, die Mathis nicht versteht, gehen im Gurgeln des Blutes unter, das aus der Stichwunde quillt.

Mathis reißt den Kopf herum. Direkt vor ihm braunes Fell, dicht und glänzend. Er sieht die Beine des Pferdes einknicken, spürt die Wärme des schweren Leibes, der zusammensackt und neben ihm aufschlägt. Der Boden bebt unter dem Aufprall. Der Pferdeleib so dicht neben ihm lässt Mathis einen Wimpernschlag lang erstarren. Erst die Axt im Bein, die unter seinem Knie herausragt, holt ihn zurück. Zurück in den Kampf. Das Rot des Blutes, das seine Hose färbt, und der grellweiße Schmerz in seinem Kopf gehen über in erlösendes Schwarz. In eine beruhigend stille Dunkelheit.

»Mathis?«

Er fühlte die weiche Hand auf seiner. Catheline zwang ihn stehen zu bleiben und sah ihn an. »Hörst du mir überhaupt zu?«

Sein Bein schmerzte noch immer nicht, aber der Druck in seinem Kopf war unerträglich. Er schwitzte trotz der Kälte und des strengen Windes so stark, dass der Kittel an seinem Körper klebte. Doch die Dunkelheit war ihm gnädig und schien vor Catheline zu verbergen, dass er seine Sinne nicht mehr bei einander hatte.

»Diese kleinen Händchen«, fuhr sie fort, »mir wurde ganz warm ums Herz, als ich diese Fingerchen gesehen habe. Es ist einfach immer wieder ein Wunder, wenn so ein kleines Menschenkind auf die Welt kommt. Denkst du, dass unsere Kinder auch so hinreißend werden?«

Du bist eine wunderbare Frau, aber du hast etwas Besseres verdient als mich! Wenn ich das sage, lacht sie mich aus. Gott hat einen anderen Plan mit uns, das hat er uns gezeigt, indem er mich zum Krüppel gemacht hat. Ob dieser Anfang besser ist?

»Mathis? Was ist denn los? Hörst du mir eigentlich zu?«

»Natürlich höre ich dir zu«, sagte er.

Sie lachte, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf den Mund. »Danke, dass du mich nach Hause gebracht hast.«

Inzwischen hatten sie das Pfarrhaus erreicht, und Catheline öffnete die Tür. Wärme schlug ihnen entgegen, auch wenn die Feuer und Lichter im Pfarrhaus bereits gelöscht waren. Kurz glitten ihre Finger über seine Wange.

»Schlaf schön«, sagte sie leise und zog seinen Kopf zu sich heran. Küsste ihn nochmals, weich und fordernd. Mathis fühlte ihre Zunge, die sanft seine Lippen berührte. Er schloss die Augen und erwiderte ihren Kuss. Hörte, dass sein Atem schneller ging, umarmte Catheline und spürte ihre Brüste trotz der unzähligen Lagen Stoff, die sie von ihm trennten.

»Wir müssen damit aufhören«, flüsterte er heiser.

»Warum?«, gurrte Catheline und fuhr mit den Lippen seinen Hals entlang. »Vater Jeunet schläft.«

»Wir müssen damit aufhören, weil wir nicht heiraten werden.« Er schluckte, und in seinem Kopf war eine Leere, die einer blitzblank gewischten Tischplatte glich. »Es tut mir leid, aber wir werden nicht heiraten«, stieß er noch einmal hervor, so als hätte Catheline ihn nicht verstanden.

Mathis hörte nur ihren Atem und den eigenen Herzschlag, der bis in seine Ohren dröhnte. »Ich kann dich nicht ernähren, erst recht keine Familie, genau genommen nicht einmal mich selbst. Ich bin«, er brach ab und setzte erneut an, »nein, du ... du bist zu gut für mich.«

»Seit wann weißt du, dass du mir das sagen willst?«, fragte sie, und ihre Stimme klang seltsam beherrscht.

»Ich weiß es nicht genau, aber ich habe schon länger darüber nachgedacht.«

»Ist das dein letztes Wort?«

»Ja, Catheline, das ist mein letztes Wort«, flüsterte er und suchte ihre Hand in der Dunkelheit. Er ertastete ihre Finger, die sie ihm entzog, hörte, dass sie einen Schritt zurücktrat. Dann schloss sie die Tür.

Jetzt war sie weg.

Aber er wollte es so.

Es ging um Catheline, und irgendwann würde sie das auch verstehen. Er musste sie freigeben, damit sie ein Leben führen konnte, das sie verdiente.

Mathis schüttelte den Kopf und traute seinen eigenen Gedanken nicht.

### *Im Wald bei Saint Mourelles*

**W**arum sind sie schon weg? Diese widerwärtigen Lumpen, warum sind sie schon weg?« Marie lief um die erloschene Feuerstelle herum und zeigte auf den verschmutzten Schnee. »Sagt mir doch«, schrie sie, »warum ist dieses gottlose Pack so eilig aufgebrochen? Das Fest hat doch erst gestern Abend stattgefunden.«

Catheline schaute zu Yann hinüber. Der Schmied war ein Koloss von einem Mann, doch neben seiner keifenden Frau schien er kraftlos in sich zusammenzufallen. Er rieb sich die Stirn, atmete durch, um dann Marie hinterherzueilen. »Warum sollen sie denn nicht aufgebrochen sein?«, fragte er.

Maries Haube hatte sich gelöst, wirr schauten vereinzelt Haarsträhnen hervor. Haare, die bis zu den Oberschenkeln reichten und die Maries ganzer Stolz waren, die sie jetzt jedoch unwirsch zur Seite schob. Abrupt drehte sie sich um und fixierte Yann. »Sieh halt hin, du bist doch sonst nicht so tumb. Die

Bettler, die Huren, sie alle sind noch da. Nur die Spielleute sind bereits weitergezogen. Sie haben Raymond mitgenommen. Sie haben unserem Sohn mit ihren ruchlosen Darbietungen den Kopf verdreht und ihn mitgenommen.«

»Da sind wir, da sind wir«, rief Avel laut und stapfte einen schneeverwehten Hang herab. »Ich habe Mathis geholt, wie ihr es gesagt habt. Ich bin zu ihm hingeflogen, aber zurück sind wir beide gelaufen. Denn er kann ja nicht fliegen.«

Auch Marie schaute auf, als Mathis ihnen entgegenhinkte. Er war die Ruhe selbst und erinnerte wieder an den Mann, den Catheline so gut in Erinnerung hatte: voller Tatkraft und fernab von Selbstmitleid. »Worum geht es?«, fragte er nur.

»Raymond hat gestern eine Lieferung zum Schloss gebracht«, sagte Yann. »Es wurden Schürhaken und Spieße für die Küche verlangt, Arbeiten, die eilends ausgeführt werden mussten. Er ist seitdem nicht mehr zurückgekommen.«

Liegt es an Mathis' Anwesenheit, dass Yann mit einem Mal gelassener wirkt?, fragte Catheline sich und ließ die schwierigen Hände des Schmieds nicht aus den Augen, die eben noch miteinander gerungen hatten und nun still ineinanderlagen.

»Er kam nicht am Abend, ich dachte, er würde sich beim Schloss herumtreiben, um noch etwas vom Fest mitzubekommen. Wir haben uns schlafen gelegt, aber heute Morgen war er nicht da«, ergänzte Marie, der Selbstvorwurf in ihrer Stimme war unüberhörbar. »Wir haben ihn überall gesucht, aber niemand hat ihn gesehen.«

»Gerade sagtest du, die Spielleute hätten ihn mitgenommen. Wie kommst du auf diesen Gedanken?«

»Raymond hoffte, die Spielleute zu sehen. Ich habe ihm verboten, mit diesem Pack zu sprechen. Aber du weißt ja, wie Jungen in seinem Alter sind. Nicht Kind, nicht Mann, hören sie nie auf Vater und Mutter. Du weißt, dass er ein schmucker

Bursche ist: das schwarze Haar, die braunen Augen. So einen nehmen diese Halunken mit, sofort. Ob er will oder nicht.«

Der gequälte Ausdruck kehrte in das Gesicht des Schmieds zurück. Hilfe suchend blickte er zum Tagelöhner Gabin und seiner Frau Eve, die mit Fackeln in den Händen auf der Lichtung erschienen.

Eine Welle dunkler Müdigkeit überrollte Catheline. Sie hatte in der Nacht kein Auge geschlossen, hatte auf Tränen gewartet, die nicht kamen, und dann den halben Tag damit zugebracht, bei der Suche nach Raymond zu helfen. Sie war durchgefroren, und Mathis' Nähe, die Notwendigkeit, an ihm vorbeizuschauen, kein Wort über seinen feigen Rückzug zu verlieren, kosteten sie die letzte Kraft.

»Wir sollten die Dämmerung nutzen und in kleinen Gruppen noch einmal die Umgebung absuchen«, hörte sie die vertraute Stimme. »Es ist bei dieser Kälte unwahrscheinlich, dass sich Raymond irgendwo herumtreibt. Gabin und Eve, ihr lauft nach Süden bis zum Fluss hinunter. Avel und ich suchen die Lichtung weiter ab, und ihr«, Mathis zeigte auf die verzweifelten Eltern und Catheline, »geht zur Schmiede zurück. Falls Raymond dort auftaucht.«

Eine warme Hütte, ein Schluck heißer Würzwein, so ließ sich das Warten vielleicht überstehen, dachte Catheline und empfand doch ein Unbehagen, die Zeit allein mit Yann, Marie, ihren Kindern und der Angst zubringen zu müssen.

»Ich bin sicher«, sagte Gabin zu Eve, während er sich abwandte, um mit ihr zum Fluss hin aufzubrechen, »dass der Junge freiwillig mit den Spielleuten gegangen ist. Alt genug ist er ja, sich selbst zu versorgen. Yann hat ihn bei der Arbeit in der Schmiede oft zu hart rangenommen.«

Erschrocken sah Catheline zu Yann hinüber, der versuchte, seine Frau mit sich zu zerren. Durch Maries lautstarkes Gezeter

schien er die Anschuldigung des Nachbarn nicht vernommen zu haben.

Doch Mathis hatte die Schmähung erreicht. Er hob seinen Treibstecken in die Höhe und stieß ihn gegen Gabins Brust. »Solltest du noch einmal falsches Zeugnis ablegen über Menschen, die in Sorge um ihr Kind vergehen, werden wir ein ernstes Wort miteinander reden müssen. Also, wenn du im Frühjahr wieder meine Schafe auf die Weiden treiben willst, um für deine Frau und Kinder Sorge zu tragen, solltest du darauf achten, dass wir gute Nachbarn bleiben.«

Gabin schob den Treibstecken beiseite, zuckte die Schultern und setzte seinen Weg, eine Antwort schuldig bleibend, fort.

Jetzt kamen die Tränen. Catheline blieb auf der Lichtung stehen. Hinter ihr stritten Yann und Marie sich weiter, vor ihr verschwanden Mathis und Avel in der Dunkelheit des Waldes. Genau deshalb liebe ich dich, Mathis, rief sie ihm in Gedanken hinterher. Du bist noch der Mann, der du vor dem Überfall warst. Streng sicherlich, aber gerecht durch und durch. Du kannst mir glauben, dass das letzte Wort noch längst nicht gesprochen ist.